

Klaudels Erbteil [Fortsetzung]

Autor(en): **Lienert, Meinrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 7

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635510>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 7
XX. Jahrgang
1930

Bern,
15. Februar
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Immer wieder.

Von Heinrich Anacker.

Ob ich verwelkend erlahme
Vom Winter überschneit —
Immer wieder bin ich Same,
Und frühlingsbereit.

Unter der Erde selbst fühl' ich
Der Lenzsturm' heilig' Weh'n,
Und ahne, daß Gottes Wunder
Neu an mir gescheh'n!

Klaudels Erbteil.

Von Meinrad Lienert.

VII.

Es war beim Zunachten. Bloß der Grauwandstod trug noch einen lichten Goldstreifen ums Schneehaupt; die Bergwälder, Höhe und Tal lagen in blauer Dämmerung.

Da schritt das Kathrineli über den oberen Steg am Graustalddenbach. Jenseits des Steges, am neuen Holzkreuz, stand sie ein Weilchen still, schaute hinüber auf den abseits gelegenen Staldenhof und starrte dann gedankenvoll ins Wässerlein, das über die silberigglänzenden Bachsteine hinrieselte.

„Könnt ich nur auch mit euch, ihr viel tausend Tropfen Wasser, und übers Meer schwimmen zu meinem Schatz!“

Sie wischte mit dem abgetragenen Ärmel die Augen. Dann guckte sie sich scheu um, stellte das Bündel neben den Steg und kniete am Holzkreuz nieder: „Gekreuzigter Heiland, laß mich dem Klaudel die Treue allezeit bewahren!“ Sie betete ein Weilchen.

Am Grauwandstod verglühete der letzte Sonnenstrahl. Getröstet erhob sie sich, griff nach dem Bündel und schritt dann fest aus auf dem schmalen Fußweg, der neben dem Bach hinaus zum Staldenhof führte.

Auf dem Brunnentrog, vor der Sennhütte neben dem Hause, hockte der alte Staldenhof, ein grauhaariger Bauer, und flidete einen Käse. Wie er das Mädchen anrücken sah, hielt er in seiner Arbeit einen Augenblick inne, nahm das Pfeifchen aus dem Mund und sagte: „So, Maitli, kommst heut schon; das ist recht, willkommen; geh nur ins Haus, kammst grad anstigen zum Nachtfüttern; die andern hocken schon drin.“

„Guten Abend wünsch ich; habt Ihr's schon gehabt?“

„Freilich; ich will noch etwas Tranklame rüsten; geh nur hinein; ich komme gleich nach!“

Das Kathrineli ging aufs große Holzhaus zu und stieg mit pochendem Herzen die Treppe hinauf. Auf der Haus-

flur war's stockdunkel. Tastend und herumgreifend, schlich sich das Mädchen auf die Stubentüre los. Hierbei kam sie aber einer an der Wand hängenden Lanze und zwei Milch-eimern zu nah. Sie stürzten herab und verursachten ein wahres Donneregepolter. Gleich öffnete sich die Türe, und das Licht fiel auf die dunkle Hausflur. Unter der Türe stand des Staldenhofers Nichte, das Bethli, und am Tisch in der Stube hockten, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt und Mehlbrüh aus einer Schüssel löffelnd, des Staldenhofers Sohn, der Mariel, ein dreißigjähriger kräftiger Jungknab, und der alte, hintende Stallknecht. Alle drei lachten eins heraus, und das Bethli rief: „Sesses, das Kathrineli! Hättest du das Dach grad abgedeckt, wenn du doch ins Haus hineinplatzen willst!“

Das Kathrineli antwortete nicht, stand verlegen unter der Türe und wußte nicht, wohin sie schauen sollte.

„Komm nur herein, Maitli!“ rief der Mariel; „sit zu und willkommen bei uns.“

Er leckte den Löffel sauber ab, stand auf, schritt auf das Mädchen zu und drückte ihr die Hand, und zwar etwas lang, wie es die Nichte des Staldenhofers bedünkte. Sie warf einen feindseligen Blick auf die neue Magd. Die aber legte ihr Bündel auf die Ofenbank; der Mariel schob ihr eine Stabell an den Tisch und legte ihr seinen Löffel hin.

„Vergelt's Gott!“ sagte sie, setzte sich zum alten Knecht und löffelte munter drauf los.

Der Mariel aber hockte sich auf die Ofenbank und schaute der Essenden zu, während das Bethli unruhig bald von der Küche in die Stube und von der Stube wieder in die Küche lief. Jetzt ging die Stubentüre, und der alte Staldenhofsbauer trug in beiden Händen ein mit Vorbruch angefülltes Mutteli*) in die Stube und stellte es auf den Tisch: „So, greift zu miteinander!“

*) Milchgefäß.

Bald saßen alle wieder am Tisch und gaben nicht nach, bis die gebrochene Milch ausgelöffelt war. Dann beteten sie mitsammen den englischen Gruß, und als abgeräumt war, winkte der Mariel dem Sebi, dem alten Wisthumpler. Der holte seine Handorgel aus dem Ofenloch herab, und bald ging ein Tänzchen los im Staldenhofhaus. Das Kathrineli vernahm das Handorgeln, Tanzen und Bödeln wohl in der Küche und hörte das Bethli übermütig lachen. Verging aber keine Viertelstunde, so trampelte der Mariel in die Küche, nahm sie bei der Hand und zog sie nach in die Stube: „Du mußt auch einen fahren mit mir, und mehr als einen!“

Sie wagte nicht, ihm's abzuschlagen, wusch ihre Hände und ging mit ihm hinein. So tanzten sie zusammen drauf los, und es war verwunderlich, wie das Kathrineli so gut tanzen konnte. Aber in Weiskilchen wird halt die Tanzkunst den Mädchen angeboren.

„So, jetzt laß mich, Mariel; ich muß noch das Tannenreis für den Herd rüsten“, und da ließ sie der junge Staldenhofer endlich los. Sie eilte in die Küche und wunderte sich, daß drinnen das Handorgeln plötzlich aufhörte. Aber der Mariel wollte nicht mehr tanzen, trotzdem es des Staldenhofers Nichte wohl anzusehen war, daß sie noch gerne mehr als einen Tanz mit ihrem Better getan hätte. —

Als das Kathrineli in die Kammer hinauf stieg, wo auch das Bethli schlief, drehte sich das nach ihr um und blickte sie lange forschend und sinnend an. Und als sie endlich am Einschlummern war, kam es halblaut von anderen Bett herüber: „Kathrini!“

„Ja?“

„Vor dem Mariel mußt du dich in acht nehmen; der hat schon manches Maitli zum Narren gehalten; der ist ein Schlimmer und noch mehr auf die Mädchen versessen als der Hofhund auf die Handwerksburschen!“

„Weißt er auch?“ gab die andere flüsternd und leise sichernd zurück.

„Ja, daß du daran zeitlebens genug zu heilsalben hast“, sagte spitzig das Bethli. Es ward stille in der Kammer, und als das Bethli noch etwas sagen wollte, merkte sie, daß die neue Magd eingeschlafen war. Unruhig rollte sie sich auf dem Laubsack herum und seufzte: „Wenn nur die nie ins Haus gekommen wäre; er nimmt sie sicher, das hab ich gleich herausgemerkt, das Bettelding.“ Als der Mond hinter dem Grauwandstoß hinabsank, war auch sie eingeschlafen.

Die ersten Wochen ging alles gut auf dem Staldenhof. Arbeit war genug und die Kost und Behandlung recht. Aber bald nachher hatte das Kathrineli die liebe Not, die Angriffe und Anträge Mariels abzuweisen. Der Hartnäckigste von allen Mannsleuten, die sie je kennen gelernt, war jetzt doch noch der junge Staldenhofer. Sobald er mit ihr allein war, redete er allezeit übers Heiraten und versprach ihr, sie müsse es bei ihm haben wie eine Herrenfrau; es sei ihm Wurst, wenn sie auch keinen roten Rappen habe; er heirate ja nicht das Geld. Sie lachte ihn zuerst aus; doch er ward immer zudringlicher.

Je mehr der Mariel sie aber bedrängte, desto maßleidiger ward das Bethli. Sie zankte ein über das andere mal mit der Magd, und nichts war recht getan, was diese

schaffte. Nach und nach wurde die Nichte des Staldenhofers so unwirsch und giftig gegen sie, daß ihr der Dienst gründlich verleidete und sie gern fortgegangen wäre, wenn sie nur gewußt hätte wohin.

Sie schrieb dem Klaudel, der ihr wieder etwas Geld geschickt hatte, einen sechsseitigen Brief und bat ihn inständig, heimzukommen und sie doch nach Amerika zu holen; die Männer seien so schlimm, wie sie es nie geglaubt hätte; bei keinem sei man sicher, der Hosen an habe, er möge dreinschauen wie er wolle. Des Staldenhofers Bethli meinte immer, sie wolle ihr den Mariel stehlen, und es wäre ihr doch gewiß lieber, der Plaggeist bekäme Flügel und flöge mit dem Bethli auf und davon. Sie wisse bald nicht mehr, was sie anfangen müsse. Die Beth schleiche ihr überall nach, verrätsche und verleumde sie im Dorf; es sei mit ihr fast nicht mehr auszuhalten.

Zur Verwunderung und zum heimlichen Schrecken des Mädchens wollte gar keine Antwort aus Amerika kommen. Tagtäglich guckte sie sich die Augen nach dem Briefträger aus, aber vergeblich.

Auf dem Staldenhof ging's ihr alleweil schlimmer. Der Alte war brummig, das Bethli falsch und bitterböös und der Mariel immer frecher.

Es war im heißen Heumonats, da mußte das Kathrineli eines Tages auf das benachbarte Torfmoor, um die Turben, die auf der schwarzen Torferde zum Trocknen lagen, umzuwenden. Die Sonne brannte heiß und benahm dem Mädchen schier den Atem; aber sie schaffte gleichwohl fleißig weiter. Gegen Abend wollte sie auf den Staldenhof zurückkehren. Vorher gedachte sie sich aber im braunen Moorwasser die bloßen Füße in aller Ruhe zu baden.

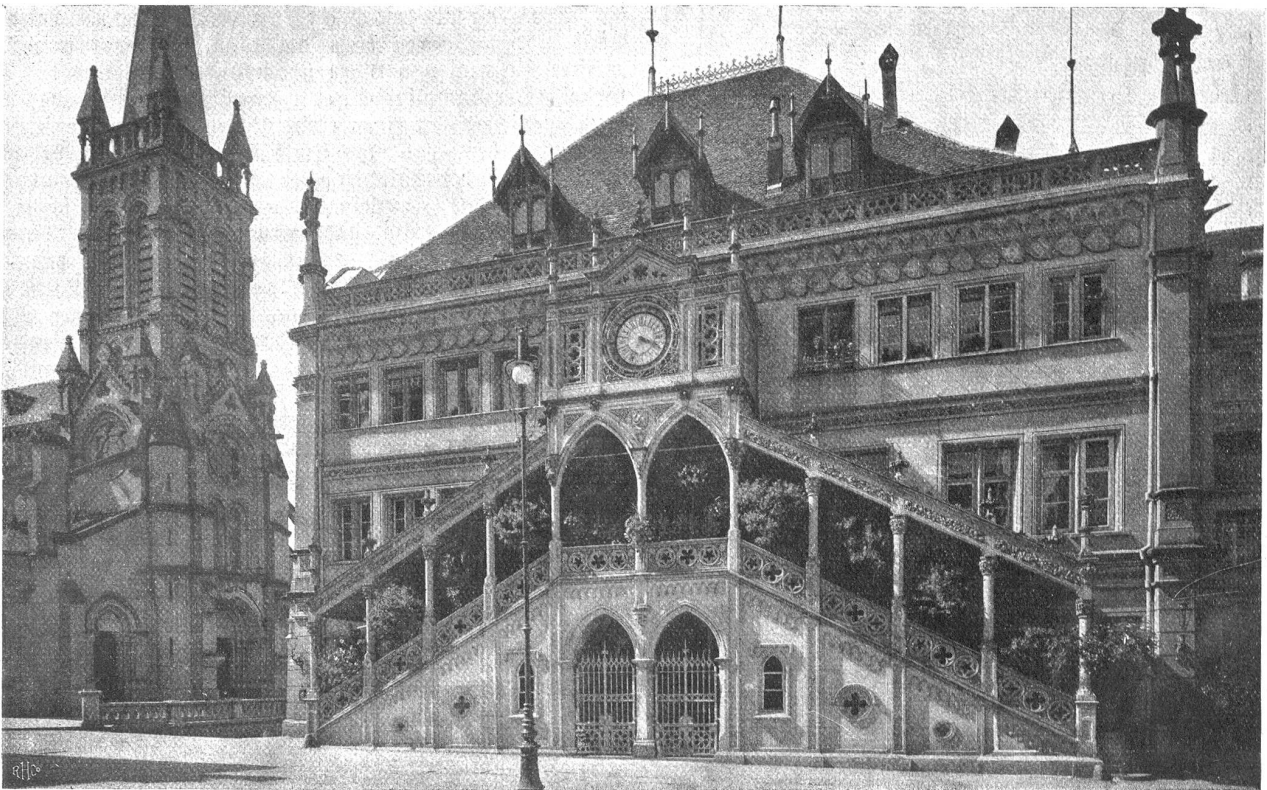
Schüchtern streckte sie zuerst die Zehen ins dunkle Wasser; es war angenehm warm; dann folgten die Füße, und darauf plätscherte und wädelt sie lustig darin herum.

Auf einmal bemerkte sie aber den Schatten eines Mannes auf dem Wasser, und wie sie erschrocken aufschaute, stand der Mariel am Bord und lachte überlaut auf.

Blutrot vor Unwillen und Scham watete die Magd ans Ufer, legte, ohne ein Wort zu sagen, die Schuhe an und wollte heimlaufen. Aber der junge Staldenhofer versperrte ihr den Weg. Da packte sie ihn mutig an; ein kräftiger Ruck, der lange Mariel lag im braunen Torfwasser und gurgelte wie ein halbversteckter Brunnen.

Auf einen Angriff hatte er sich nicht vorbereitet. Als die davoneilende Magd flüchtig zurückblickte, sah sie den Junggesellen triefendtropfendnaß ans Bord kriechen. Im Lauffschrift eilte sie heimwärts. Für einmal war der zudringliche Freier wieder rechtschaffen und schlanke weg abgewiesen.

Doch ähnliche Vorfälle wiederholten sich, und so ward dem Mädchen der Dienst derart verleidet, daß sie alle Augenblicke drauf und dran war, vom Staldenhof, mir nichts, dir nichts, davonzulaufen. Ihr Mißmut wurde dadurch noch größer, daß von Klaudel nie mehr ein Brief kommen wollte. Mehr als einmal sagte ihr der alte Staldenhauer: „Steh nicht zuviel am Feuer und im Rauch, das gibt schwache Augen; die deinen sind ja ganz rot!“ Daran war aber weder Luft noch Feuer schuld, sondern ein ganz anderes Element, das Wasser, das Augenwasser.



Das Berner Rathaus nach dem Umbau von 1866.

Ende August kam endlich ein Brief aus Amerika. Der junge Staldenhoefer föhkelte und verhöhnkte die Magd, wem sie denn in Amerika so ans Herz gewachsen sei, ob etwa ausgewandert werde. Wenn Geld dazu nötig sei, so solle sie nur um Mitternacht im Graustalbach fischen; dann fange sie Goldfische und könne selbe einschmelzen.

Die Magd hörte aber nichts und sah nichts als das gelbe Briestäschlein. Hurtig eilte sie in den Stall und riß mit bebenden Fingern den Umschlag auf. Wie sie aber das Schreiben hastig entfaltete, wurde es ihr fast trüb vor den Augen vor plötzlichem Weh. Monatlang hatte ihr der Klaudel nicht mehr geschrieben, und statt daß er nun einen recht langen Brief schickte, bekam sie einen Freßzettel von ihm, auf dem nicht einmal eine Seite überschrieben war. Sie wollte lesen, was er ihr so kurz berichtete; aber die hellen Tränen kamen in ihre Augen; die Buchstaben schienen wie junge kohlschwarze Teufelchen hin und her zu springen. Sie wischte die Tränen mit der Schürze ab und las:

Neu-Weißkölchen, Dienstag, 19. August 18..

Mei dir!

Jetzt will ich Dir endlich ein paar Zeilen berichten; ich kann Dir jetzt nicht schreiben, warum ich so lange keinen Brief an Dich geschickt habe; Du wirst dann schon erfahren, warum!! — Der Better John Baptist hat mir die Farm verkauft; er ist ins neue Haus gezogen und kann jetzt alles kriegen, was er mag; er hat mehr Billets bei der Bank, wie ich Dollars.

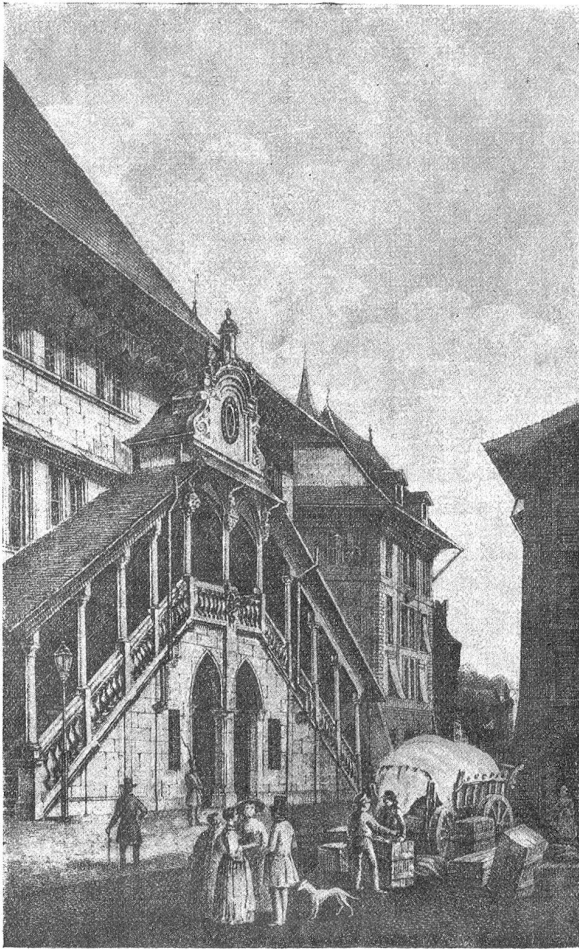
Vorgestern hat der Better eine Kiste machen lassen und allerlei drin verpackt. Er redet alleweil von der alten Heimat; einmal möcht er halt noch draußen gewesen sein, und ich!! —

Vor acht Tagen hat ein Sturm das alte Blochhaus umgetan und dem Better den Arm gequetscht; sonst wären wir schon auf dem! Ein Amerikaner sollte nicht so viel schwagen. Bleib mir mal bloß treu; dann?!

Far well! Es pressiert! Es grüßt Dich mit tausend Küßlen Dein lieber

Klaudius Lauener.

Trostlos ließ des Staldenhofers Magd den Kopf sinken. Aus dem Schreiben konnte sie nicht klug werden; es war so kurz, und sie suchte umsonst nach den Worten sonstiger Zärtlichkeit. Sie waren so dünn gesät in den paar Linien wie für die Böglein im Winter die Brosamen. Sie meinte freilich zwischen den Zeilen etwas wie eine Andeutung auf seine baldige Heimkunft herauszulesen; aber wenn sie wieder hoffend von neuem in den Brief guckte, bedrängten neue Zweifel ihr Gemüt. Gewiß war's dem Klaudel jetzt bloß ums Geld zu tun; hatte ja die Farm gekauft; was sollte er mit der armen, heimatlosen Waise noch anfangen. Der Better weiß ihm zulezt auch noch eine Reiche; dann ist das Kathrineli bald vergessen. Weinend setzte sie sich auf den Heubarren und quälte sich mit hangen Gedanken. Drei, vier Tage vermochte sie dem Klaudel nicht zu antworten; dann aber rüttelte sie das Tintengeschirr und setzte einen langen Brief an den Burschen auf, worin sie ihn beschwor, sie doch nicht zu verlassen; er habe sie ja als Erbteil gewonnen beim Tode des guten Pflegevaters selig; er solle sie nicht verleugnen und ihre Dienste als Magd, als Küchenlappen, als was er nur wolle, gebrauchen. Es seien in Weißkölchen Burschen genug, die nach ihr züngeln; ihr Auge habe nie einen recht freundlich gestreift, geschweige lieb angeschaut. Wenn er ihr untreu würde, müßte sie an allem verzweifeln und selber Treu und Glauben verlieren; die ganze Welt freue sie nicht mehr als ein aufgespanntes Regendach. Item, der Brief war schier unleserlich, so viele



Das Berner Rathaus vor dem Umbau von 1866 mit der Treppe von 1754.

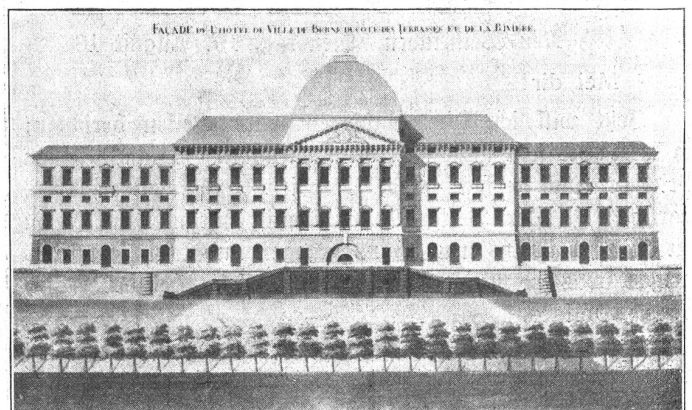
warme Tröpflein mußten davon abgewischt werden. Sie selber brachte ihn sorglich zur Post. Dann harte sie, erfüllt von unsäglichem Sehnsucht und quälendem Bangen, auf Antwort. (Schluß folgt.)

Das Berner Rathaus und seine Vergangenheit.

Anlässlich eines öffentlichen Vortrages im Großratsaal sprach der kantonale bernische Baudirektor und Regierungsrat W. Bösiger am 3. Februar über das Rathaus, die alten bezgl. Projekte und die Bauaufgabe unserer Zeit. Die zahlreich anwesende Zuhörerschaft bewies, daß die Berner Bevölkerung an diesen Fragen großes Interesse bekundete. Wie der Referent ausführte, wurden in den letzten Jahren verschiedene Planmappen in bernischen Archiven vorgefunden. Die Arbeiten wurden gesichtet und geprüft und bildeten nunmehr zur Hauptsache die Unterlage zum Vortragsabend.

Darüber, welches als erstes Rathaus in Bern anzusprechen ist, bestehen Zweifel. Ein altes, heute noch bestehendes Haus am Läuferplatz in der Matte, dessen Ede im Städtkrieg von einer Kanonenkugel durchschlagen wurde, wird in alten Urkunden als der „Bürgerer Hus“ genannt. Vermutlich hat es der Bürgerschaft zu Beratungen gedient, damit ist jedoch der Beweis nicht erbracht, daß es das älteste Rathaus der Stadt (1389) gewesen sei. Unbestritten ist jedoch, daß beim untern Eingang der Plattformterasse zu Beginn des 15. Jahrhunderts ein Rathaus bestanden habe, das dann bei Inangriffnahme des Münsterbaues abgebrochen werden mußte. Nähere Angaben darüber fehlen.

Das heute noch stehende Rathaus wurde erbaut in den Jahren 1406 bis 1416 und zwar von Werkmeister Heinrich von Gengenbach und Zimmermeister Claus Hekel. Der damalige Baustil war streng gotisch, das Haus muß zu dieser Zeit einen einheitlichen, harmonischen Eindruck gemacht haben, was man heute leider nicht mehr behaupten dürfte. Auf der östlichen Seite des Rathauses wurde damals schon das Kanzleigebäude angebaut, das heute noch steht. Westlich (also stadtaufwärts) war das damalige Münzgebäude angebaut, daran anschließend stand das Kornhaus der Johanniter. Der Platz, worauf das Rathaus zu stehen kam, soll die Stadt aus dem Nachlaß eines Ritters von Burgistein erworben haben. Das Haus diente der Volksvertretung des Kantons Bern und war somit nicht ein „Stadthaus“. Im Jahre 1739 reichte ein Oberstleutnant Herbert ein Projekt ein, nach welchem eine Brücke vorgesehen war vom Graben zum Altenberg (also da, wo heute die Kornhausbrücke steht) und zugleich der Entwurf für ein neues Rathaus. Am 10. April des gleichen Jahres erhielt er als Belohnung eine goldene Medaille im Wert von 100 Talern für seine Bemühungen. Anno 1754 wurde das gotische Rathaus im Barockstil umgebaut, zu dieser Zeit wird auch die bisher bestandene Sonnenuhr durch eine Räderuhr ersetzt worden sein. Im Jahre 1787 brannte die vorgenannte Münze am Rathaus ab. Diese Feuersbrunst schädete auch dem Rathaus ziemlich stark. Damals ging das Alarbord bis direkt an das Rathaus heran, sodaß während des Brandes von dieser Seite her nicht gelöscht werden konnte. Stadtaufwärts richtete der Brand ebenfalls großen Schaden an. Der Große Rat erwarb dann den Platz von 3 Häusern (da wo heute die altkatholische Kirche steht) zu behördlichem Gebrauch. Nun sollte mit dem Rathaus etwas geschehen. Am 13. September 1787 wurde eine Kommission ernannt, die Projekte einreichen sollte zu einem Rathausneubau. Es gehörten ihr an: Das löbliche Bauamt, Architekt Ritter, Architekt von Sinner und Architekt Bissoni von Solothurn (der nachmals die große St. Ursuskirche gebaut hat). Um auch eine erstklassige ausländische Kraft für den projektierten Bau zu interessieren, wurde „architecte du Roy“ in Frankreich aus Paris begrüßt. Man beratschlagte, wie man ihn entschädigen solle und einigte sich auf einen Betrag von 100 neuen Dublonen für eine Schweizerreise (2240 Franken) und Bezahlung der Hotelrechnung. Eine Besprechung der dann eingelangten Rathausentwürfe ist nicht vorzufinden. Am Vortragsabend wurden zahlreiche interessante Lichtbilder vorgeführt, die die Pläne zeigten, die von Regierungsrat Bösiger besprochen wurden. Niklaus Sprüngli, Werkmeister am Münster, dem Bern sehr schöne Gebäude verdankt (Du Théâtre, die alte Hauptwache) hat sich ebenfalls an Rathausprojekten versucht. Durch seine Studien in Paris und Reisen nach London, Potsdam, Dresden etc. hat er sich solchen Ruf erworben, daß er z. B. für die Kaiserin von Rußland für einen Palast Pläne ent-



Das Berner Rathaus. Projekt Antoine Saffade Aare-Seite. Sollte ausgeführt werden.